

Colin Roß

Wir draußen



Wir draußen

Zwei Jahre Kriegserleben
an vier Fronten

von

Colin Roß

Erstmals erschienen bei:

Verlag Ullstein & Co,
Berlin-Wien, 1916

Vollständig überarbeitete Ausgabe.

Ungekürzte Fassung.

© 2018 Klarwelt-Verlag

ISBN: 978-3-96559-107-3

www.klarweltverlag.de

Inhaltsverzeichnis

Titel

Vorwort

Der Einmarsch in Frankreich
und der Stellungskrieg im Westen

Des Krieges Anfang

Wetterleuchten

Über den Rhein!

Grenzschutzkämpfe in Lothringen

Das erste Gefecht

Die Erstürmung von Badonviller

Über die Grenze zurück

Die Vogesenschlacht

Der Kampf um Saarburg

In Verfolgung der französischen Ostarmee

Über die Meurthe

Die Kämpfe vor dem Glonviller Wald

Vor Epinal

Im Gefecht bei Nossoncourt

An der Etappenstraße

Nachtangriffe vor Anglemont

Von Lothringen nach Nordfrankreich

Fahrt ins Ungewisse

Marsch durch Belgien in die Picardie

Wieder am Feind!

Um jeden Fußbreit Boden

Der Kampf um Chaulnes und Lihons

Im Schützengraben vor Lihons

Der Stellungskrieg im Westen

Die daheim und die im Felde

In Batteriestellung vor Maricourt

Ein Rasttag
Der Alltag im Schützengraben
Auf fünfzig Schritt am Feind
An den Ufern der Somme
Auf vorgeschobenem Posten
Mit Sappe und Mine
Minenkrieg
Der Gott der Schlachten
Die Minenwerfer
Sturmnächte
Das tägliche Opfer
Ritt hinter der Front
Die Befreiung Galiziens
und die Eroberung Polens
Nach Osten
Im Militärzug quer durch Deutschland
Marsch über die Berge
Die Durchbruchsschlacht von Gorlice-Tarnow
Die Vorbereitung des Angriffs
Der Sturm auf den Zameczisko
Die Kämpfe im Mecinatal
Verfolgungskämpfe bis an den San
Die Schlacht von Wola Cieklinska
Als Flankendetachment in den Bergen
Vor dem Duklapass
Auf der russischen Rückzugsstraße
Die Forcierung der Sanlinie
Übergang über den oberen San
Im Vorgelände der Festung Przemysl
Das Ringen um die untere Sanlinie
Die Erstürmung von Przemysl
Die Beschießung
Die Durchbrechung der Fortslinie
Der Kampf um Fort XI

[Der letzte Widerstand bei Zurawika](#)

[Einzug in die Festung](#)

[Der Fall Lembergs](#)

[Marsch gen Lemberg](#)

[In Zolkiew nach der Einnahme Lembergs](#)

[Nach Russland hinein!](#)

[Die Waldgefechte zwischen Turyinka und Mosiy Wielkie](#)

[Die Überwindung des Blotniagrundes](#)

[Über die Grenze](#)

[Die Kämpfe der Bug-Armee](#)

[Die Schlachten von Maslomez bis Strelcze](#)

[Längs der Bahnlinie Cholm—Brest nach Norden](#)

[Brest-Litowsk](#)

[Durch die Rokitnosümpfe](#)

[Die Niederwerfung Serbiens](#)

[Vor Serbiens Toren](#)

[Donauwacht](#)

[Die Insel](#)

[Der wartende Tod](#)

[Mors imperator](#)

[Über die Donau](#)

[Der Übergang](#)

[Der Brückenkopf](#)

[Kampf im Mais](#)

[In die Berge!](#)

[Vormarsch im Moravatal](#)

[Die Bezwingung der Azanja-Golobock-Stellung](#)

[Über die Jasenica und Raca](#)

[Um Kragujevac](#)

[Blick auf Kragujevac](#)

[Das deutsche Kragujevac](#)

[Die Verfolgung](#)

[Über die Baljkovacka Kosa](#)

[Kraljewo—Krusevac](#)

Serbiens Ende

Wie Serbien starb

Das Ringen um Verdun

21. Die Kämpfe auf dem linken Maasufer Kapitel

Vor Verdun, Anfang März

Vor Verdun

Am „Toten Mann“

Trommelfeuer im Wald von Malancourt

Der Sturm auf den Wald von Avocourt

Die Einnahme von Haucourt

Die Schlacht von Béthincourt

Toten Mannes Ostern

Die Höhe 304

Aus den Kämpfen um die Höhe 304

Maschine und Nerven

Der Kampf um Verdun

Taktik und Technik der modernen Schlacht

Das Herz des Krieges

Vorwort

Ein Dichter wird kommen, der die Geschichte dieses Weltkrieges schreibt, in Jahrzehnten, vielleicht in Jahrhunderten.

Aus den abertausend Steinchen der einzelnen Erlebnisse und Schilderungen wird sich das Mosaik dieses Epos zusammensetzen.

Und so kann auch dieses Buch von der Front nur Bruchstücke, nur persönliches Bekennen bringen, so bunt und wechselvoll auch die Erlebnisse zweier Jahre am Feind waren.

Das wechselnde Kriegsgeschick führte den Verfasser in der verschiedensten Verwendung auf fast alle Kriegsschauplätze, nachdem er schon vor Ausbruch dieses Weltenbrandes den Krieg auf dem Balkan und in Mexiko kennengelernt hatte.

Er tat Dienst bei der Infanterie und bei der Artillerie, als Bataillons- wie als Abteilungs-Adjutant, als Ordonnanzoffizier bei Regiment und Brigade, begleitete als Verbindungsoffizier die Infanterie auf Sturmangriffen und als Erkundungsoffizier die Kavallerie auf Patrouillen.

Von Lothringen ging es gegen die Sperrfortslinie, von da über Belgien nach Nordfrankreich, dann durch ganz Galizien und Polen, über den Bug in die Rokitnosümpfe, über die Donau nach Serbien, nach Winterquartieren im Banat wieder nach Belgien, vor Verdun, an die englische Front in der Picardie und wieder nach Russland, wo in den wolhynischen Sümpfen zwischen Styr und Stochod eine russische Kugel weiteren Kämpfen vorerst ein Ziel setzte.

Aber selbst, wenn mir noch mehr und Vielfältigeres zu erleben bestimmt gewesen wäre, so wäre es doch ein Nichts gegenüber dem großen Weltgeschehen. Und dennoch glaube ich, ein Ganzes und eine Einheit zu geben.

Ich liege in weißen Kissen im friedlichen Lazarettzimmer und schaue auf grüne Bäume, und im zurückschweifenden Erinnern ist keine Trennung mehr zwischen hier und draußen. Zwei Welten sind in eins verschmolzen. In Entbehren, Leid und Sehnen des Krieges ist eine Kraft gewachsen, die gleichermaßen Glück und Unglück tragen lässt, es ist die gleiche Kraft, die Hunderttausende am Feind ausharren lässt in schwersten Stunden und dabei stark und fröhlich sein, die gleiche Kraft, die Millionen in der Heimat glauben, hoffen und warten lässt.

So ist dieses Buch nicht nur eine Reihe bunt aneinandergefügtter Kriegserlebnisse, sondern etwas von dieser Kraft liegt auch in den Zeilen und zwischen den Zeilen.

In der Front, vorn am Feind, ist dieses Buch geworden, unter Feuerschauern, in sengender Sonne und strömendem Regen. Es ist ein Buch aus dem Schützengraben. Es klebt wohl noch von seiner lehmigen Scholle daran und . . . Blut, rotes warmes Blut.

Dresden, im Juli 1916
Rotes-Kreuz-Lazarett

Colin Roß

Der Einmarsch in Frankreich und der Stellungskrieg im Westen

Des Krieges Anfang

Wetterleuchten

Die großen Amerika-Dampfer kamen und gingen wie Schemen durch den Nebel. An der normannischen Steilküste entlang glitten sie über die glatte See. Regelmäßig wie Ebbe und Flut nahmen sie ihren Weg, unaufhaltsam wie große Meertiere. Des Tages lag ihre Rauchwolke über dem Horizont, des Nachts schimmerte das Leuchten ihrer tausend Lichter flimmernd durch den Dunst. Sie kamen und gingen, Welten, die nach anderen Welten wandern.

Hatte nicht auch mich einer von ihnen hinübergetragen aus dem Trubel amerikanischer Riesenstädte, aus den blutigen Wirren mexikanischen Bürgerkrieges, und abgesetzt an diesen einsamen, verlassenen Strand! — Wie klein war die Welt geworden: Ein blumentumranktes strohgedecktes Häuschen oben am Hang, ein Garten zum Meer herunter, zwischen den Felsen ein Stückchen Strand! Ringsum Vergessen, Ode und Leere. Möwen, die grüßend vorüberstreichen, Krabben und Taschenkrebse, die aus der blauen Tiefe herauskriechen, der einzige Besuch.

Da weht ein Blatt über den vergessenen Garten. Müßige Hand greift danach. Das Herz schreckt zusammen. War's nicht wie fahles Leuchten über der See? — Hässliche fette Lettern auf schmutzig-zerrissenem Papier: „Der Erzherzog-Thronfolger und Gemahlin von Serben ermordet.“ — Grollte nicht eben die Erde? Versunken gewesene Welten steigen auf rings um den träumenden Garten. Das irdische Leben ist hereingebrochen über den schützenden Zaun, das Leben, das vergessen war. —

Über dem Blattwerk der Alleen auf den Pariser Boulevards flackern die Lichtreklamen, blenden die Flammenschriften der Theater und Kinos wie sonst. Wie jede Nacht zieht schlendernd eine genießende, dicht gedrängte Menge über

die breiten Trottoirs. — Die Alarmnachrichten dort unten aus Europas Wetterwinkel? — Sie sind Stoff für die Zeitungen. Noch vermögen sie nicht, die Stadt aufzurütteln aus ihrer genießenden Ruhe. über Lüttich und Aachen nach Deutschlands Hauptstadt geht die Fahrt. Da trifft wie Wetterschlag die Nachricht ein, dass Österreich Serbien den Krieg erklärt. Mit riesigen Ballen druckfeuchten Papiers eilen die Boten aus den Zeitungsdruckereien. Die Menge umringt sie, sperrt ihnen den Weg. Man balgt sich um die Blätter, sucht um jeden Preis einen Fetzen Papier zu erhalten. Man frisst die Nachrichten in sich hinein, saugt sie auf.

Begeisterte Trupps junger Leute durchziehen die Straßen. Man feiert die Bundesgenossen. Massen formieren sich, marschieren in gleichem Schritt und Tritt. „Deutschland, Deutschland über alles!“, ein einziger brausender Sang.

Österreich mit Serbien im Krieg! Ein neues Abenteuer lockt. Die Feldausrüstung liegt in München bereit. Dort schlägt die Begeisterung noch höhere Wogen. Jeder einrückende Österreicher ist ein gefeierter Held.

Die Züge nach Wien sind überfüllt. Schlafwagen laufen bereits nicht mehr. Niemand weiß, wie lange der regelmäßige Verkehr noch dauert.

Auf dem Bahnhof stauen sich die Massen vor den Perrons, warten geduldig auf die sich endlos verspätende Abfahrt der Züge, grüßen begeistert jede österreichische Uniform.

Von Salzburg ab ist's eine Fahrt durch Kriegsland. Vor jedem Tunnel, auf jeder Brücke wachen Doppelposten mit aufgepflanztem Bajonett. Wien zeigt bei der Ankunft das gewohnte, liebvertraute Bild, das geschäftig-müßige Treiben auf den Straßen. Aber die Stadtbahn transportiert gewaltige Truppenmassen. Vor dem Arsenal, am Süd- und am Staatsbahnhof drängen sich die Scharen der Einberufenen, die Züge der requirierten Pferde und Fahrzeuge.

In den Nachmittagsstunden staut sich die Menge am Radetzky-Denkmal vor dem Kriegsministerium. Sie harrt geduldig aus, ob es ihr nicht vergönnt ist, Conrad von

Hötzendorf zu sehen, den gefeierten Generalstabschef. Und in den Abendstunden spielen in den Gartenlokalen die Militärkapellen, nachdem sie die Truppen an die Bahn gebracht, Marsch auf Marsch. Man kommt kaum zum Sitzen. Immer von neuem schmettern die Trompeten: „Prinz Eugen der edle Ritter“.

Die Formalitäten auf dem Kriegspressequartier sind erledigt. Ich habe Pass und Ausweis in Händen. In wenigen Tagen soll es an die Grenze gehen. —

Vor einem Anschlag auf dem Kärntner Ring sammeln sich Menschen. In den Cafés bilden sich Gruppen um die Träger der Abendzeitung. Es ist wie ein plötzliches Verstummen. — Da steht es: Allgemeine Mobilmachung. Einberufung des Landsturms.

Es ist keine Zeit zu siegestrunkener Freude mehr. Allgemeine Mobilmachung, das heißt fort von Haus und Hof, von Weib und Kind. Allgemeine Mobilmachung, das heißt in aller Eile Geschäfte abwickeln und fort unter die Fahnen. Allgemeine Mobilmachung, das heißt Krieg mit Russland, das heißt auch Krieg für Deutschland, das ist der Weltkrieg. Was bedeutet jetzt noch Serbien! Jetzt gilt nur eines: so rasch wie möglich nach Hause, zum Regiment; denn in drei Tagen sind die Bahnen gesperrt.

Wir hocken dicht nebeneinander in den vollgepfropften Kupees, wir stehen eng aneinander gepresst auf den überfüllten Gängen: Offiziere, Einberufene, verängstigte Sommerfrischler mit ihren Familien, die heimwärts eilen, alles bunt durcheinander.

An der Grenze weiß niemand, ob und wie es weiter geht. Aber es geht weiter — in einem halb demolierten Speisewagen. Wilde Gerüchte schwirren umher. „Was macht Deutschland? Mischt es sich ein? Wird es mobil machen?“ Die Ungewissheit zerrt an den Nerven.

Wie der Zug in den Münchner Hauptbahnhof einfährt, werden dort Plakate angeschlagen. Große Buchstaben künden: Mobilmachung. — Mit einem Schlag legt sich alle

bange Erwartung und Ungewissheit. Zuversicht zieht ein. — „Ihr wollt den Krieg, ihr sollt ihn haben.“ Das Wetterleuchten ist vorüber. Der Blitz hat eingeschlagen, grell und stark: Krieg!

Über den Rhein!

Die Fabriksirenen der Maffei-Werke bliesen Feierschicht. Durch das Gittertor zog der allabendliche Arbeiterzug. Heim von der Arbeit! — Verwundert sieht man auf die müden rußigen Gestalten. Wie, es gibt noch Männer, die der Friedensarbeit nachgehen! Irgendwie läuft das alte Leben noch weiter, das für uns seit vier Tagen erloschen ist mit dem Wort „mobil“.

An der Batterie vorbei ziehen die Werkleute. Hier wird noch die Tagesneige genutzt zur Arbeit. Die letzten Pferde werden beschlagen, die letzten Geschirre verpasst. Auf den Fahrzeugen werden noch Lebensmittel und Futter verstaut.

Der Mond steht über der Wiese. Dunkel begrenzt der Waldsaum des Englischen Gartens den Horizont. In den Schuppen scharren die Pferde. Aus dem Wirtshaus schallt das laute Singen der Mannschaften. Der wachthabende Offizier sitzt einsam im Schatten der Bäume. — Mögen die Leute singen, auch über den Zapfenstreich hinaus. Es ist der letzte Abend in der Heimat. Noch früh genug kommt der Ernst.

Vertraulich wurde mitgeteilt, dass das Regiment als Verstärkung der Grenzschutztruppen gegen den Feind kommt, möglicherweise direkt aus der Bahn heraus.

„Siegreich wollen wir Frankreich schlagen“, tönt's durch die Fenster. Rötlich warmes Licht fällt auf die Straße. Auf der drübere Seite stehen Geschütze und Munitionswagen. Gleich einer Marionette wandelt der Posten auf und ab. Er hat scharfe Patronen und den Befehl, auf jeden Verdächtigen zu schießen. — Kriegszeit! Noch will es das

Herz nicht fassen. — Wer wird wiederkommen von uns allen?

Am anderen Tage rückt die Batterie aus der Stadt. Ein letztes Abschiednehmen auf dem Parkplatz, ein letzter Gruß der Augen vom Pferd herab. Zurück bleibt alles, was uns lieb, was bisher unser Leben war. Eins füllt allein das Herz: die Pflicht.

Ohne Sang und Klang, auf dem nächsten Wege geht es hinaus zur Verladerampe. Ein paar Leute stehen zufällig dort. Wie zum Manöver geht rasch und unauffällig die Einparkierung vonstatten. Als letzter Gruß winken Münchens Frauentürme.

Der endlose Zug, der die Batterie aufgenommen, dampft in die Nacht. Zwei Maschinen mühen sich keuchend.

Die Lichter sind abgeblendet, da feindliche Flieger gemeldet. Eng sitzen die Offiziere im Kupee zusammen. Wie ein Aufatmen überkommt es alle. Das unmöglich Aussehende ist geschehen, die mobile Batterie ist auf der Fahrt nach der Grenze. Aus dem ungeordneten Haufen von Menschen, Pferden und Material, das von allen Seiten zusammenströmt, ist eine kriegsbereite Truppe geworden, die fertig gefügt und ausgerüstet ist bis auf den letzten Knopf.

In einer Kurve übersieht man den Zug. Die Lokomotiven stoßen dichte Rauchwolken aus. Dahinter Wagen auf Wagen mit Pferden und Mannschaften; zum Schluss die flachen Wagen mit Geschützen und Fahrzeugen. Schräg starren die Deichseln in den Nachthimmel.

Und hinter uns und vor uns Zug auf Zug. Auf allen Linien, nach Ost und West, in kurzen Abständen hintereinander, wie Heuschreckenschwarm und Ameisenzug. Welch überwältigende Vision!

Auf den Stationen ist Wasser bereitgestellt, Erfrischungen, sogar in der Nacht. Und als wir bei sonnigem Tag durch das Württemberger und Badener Land rollen, da wird die Fahrt zum Fest. All überall jubeln Alte und Junge uns

zu. Veteranen schütteln den Ausrückenden die Hand; Pfadfinder laufen eilfertig und wichtig hin und her. Und die lieben Schwabenmädel umdrängen uns und wetteifern, uns möglichst viel liebe Blicke und freundliche Worte mit auf den Weg zu geben. „Dass ihr mir fein die Franzosen nicht zu uns reinlasst? — Was seid’s ihr eigentlich für welche?“ — „Mir san Bayern!“ — Und einer schreibt mit großen Zügen an die Wagenwand: „Bayerische Löwen! Nicht reizen!“

Wenn der Zug die Halle verlässt, braust der Jubel wie aufschäumende Brandung, ein Winken und Grüßen. — Und wir sind nicht die ersten. Seit Tagen läuft Zug auf Zug hier durch; denn was hier liegt, ging gleich als Grenzschutz an die Front. Doch Begeisterung und Opferwille lassen nicht nach.

Bruchsal ist passiert, es geht zum Rhein. An jedem kleinen Übergang stehen doppelte und vierfache Posten, alte bärtige Landwehrmänner, die dem jubelnden Jungvolk, das da an ihnen vorbeirollt, gutmütig zunicken.

Größere Posten und Feldwachen liegen an der Strecke. Die Gegend wird Busch und Ried. Dahinter liegt der Strom. über dem Grün zeigt sich eine feine schwarze Silhouette, das Gitterwerk der Eisenbahnbrücke. Alles drängt an die Fenster. Breit glänzt der Strom zu unseren Füßen. — „Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein“ — aus jeder Kehle tönt’s. Hell wird das Auge und weit das Herz.

Grenzschutzkämpfe in Lothringen

Das erste Gefecht

Am Tage nach unserer Ausparkierung im Aufmarschgebiet wurden wir bereits vorgeschickt und am folgenden Tag ging es in Feindes Land.

Ich dachte, wir würden mit Hurra und geschwungenen Säbeln und Helmen über die Grenze ziehen, allein ein Regimentsbefehl sandte mich als Patrouille voraus. Es war ein einsamer Ritt durch dichten Wald. Die scharf markierte Linie, die auf der Karte deutlich beide Länder trennt, konnte im buschigen Holz nur ungefähr bestimmt werden. Die Sonne malte durch das Blattwerk helle Muster auf den moosigen Waldgrund. Der weiche Boden verschluckte den Hufschlag der Pferde. So war das Janken von Sattel und Lederzeug und ab und zu ein leichtes Klirren der Säbel an die Sporen der einzige Ton in der friedlichen sonntäglichen Stille. Erst das Zollhaus mit französischer Aufschrift, das am Waldausgang am Wege stand, gab Bestätigung und Recht zu dem froh-stolzen Gefühl: Wir reiten nach Frankreich hinein.

Nur der Gedanke an den Ernst der Lage wollte noch nicht kommen, auch nicht, als die Patrouille in dem französischen Grenzstädtchen Cirey wieder zu der marschierenden Kolonne stieß. So manövermäßig war alles: Die Kavallerie voraus, die rasselnden Züge der Artillerie in die Infanterie eingeschoben, dann Pioniere und Trains. „Es ist wie im Manöver“, meinte einer. „Ja, nur dass scharf geschossen wird!“ Allein auch das plötzlich in der Front anschwellende, prasselnde Rollen des Schützenfeuers ließ die Nerven nicht rascher vibrieren.

Der Befehl zum Vorziehen der Artillerie kam. Die Stäbe galoppierten vor. Mit plumpem Rattern und Rasseln kamen

die Batterien nach, vorbei an der seitwärts weichenden Infanterie.

Weiter vorn sieht es schon anders aus. Über die Hänge rollt das Gewehrfeuer, an der Straße steht wartend eine Maschinengewehrkompanie, da ein Verwundeter. Vom Grund können die Batterien nicht wirken. Wir müssen vor. Die Landstraße führt durch ein Dorf. Obstbäume nehmen die Aussicht nach rechts und links. Eben reitet der Regimentsstab zwischen den ersten Häusern. Da knallt es: peng, peng; jetzt unheimlich nah und an den Nerven zerrend. Dann ein Poltern und Klirren. Die Reitergruppe stutzt. Die Pferde bäumen. Es ist ein Moment, wo das Auge blitzschnell in Sekundenbruchteilen lange Bilderreihen erfasst: Die kleinen Rauchwölkchen, die aus den Dachluken und zwischen heruntergelassenen Jalousien hervorquellen. Vor den Häusern unsere Infanteristen im Anschlag. Das blanke aufgepflanzte Bajonett blinkt in der Sonne. Kolben krachen gegen verschlossene Türen und verbarrikadierte Fenster. Ein Wutschrei von Mund zu Mund: „Die Einwohner schießen aus den Häusern!“

Wir wenden die Pferde. Allein kein Weg führt am Dorfe vorbei. Sumpf zu beiden Seiten. Also doch hindurch! Von der harten Straße widerhallen die Hufschläge der galoppierenden Pferde. Schussbereit hält die Faust die Pistole.

Es ist ein schönes, freundliches Dorf. Hell rieselt auf dem weiten Platz der Brunnen in den Steintrog. Dahinter steigt auf sanftem Hügel die Kirche an. Man bringt den Pfarrer, einen ehrwürdigen Abbé. Der lange schwarze Rock deckt die Knöchel, silberweiße Locken fallen auf die Schultern, Sanftmut und Frieden in den Zügen. Und doch war er es, der die Dörfler zum Widerstand aufforderte. Und der Maire schoss als erster auf den Kommandeur des Infanterieregiments.

Die ersten Gefangenen werden aus den Häusern geschleppt. Vor der Bajonettspitze eines Soldaten ziehen ein

paar Frauen, eine alte und eine blutjunge. Das schwarze Haar klebt an den Schläfen; trotzig blicken die Augen. Männer, die man auf frischer Tat, mit der Waffe in der Hand, erwischt, sitzen gefesselt am Wege, trübselig nebeneinander wie Vögel im Regen auf einer Stange. Unseren Leuten flammt die helle Wut aus den Augen, als man die hinterrücks Angeschossenen blutüberströmt aus dem Dorfe trägt. Wir haben kaum den Ort im Rücken, da flammt das erste Haus auf. Blutrot bricht die Flamme durch schwelenden, dickschwarzen Rauch.

Keine Zeit zum Nachdenken! Dort auf der Höhe soll die Artillerie in Stellung. Vom Gegner ist nichts zu sehen. „Ein Erkundungsoffizier auf die Höhe!“ In Karriere geht's hinauf, den Körper über den Hals des Pferdes gebeugt. Jetzt herunter und auf allen Vieren durch das Kornfeld. — Da singt es über dem Kopf: Sssssss und Sssssss, wie schwirrende Vögel. Ein unheimlicher Gesang, allein er kündigt die Richtung des Feindes. Eilfertig sucht das Zeiß-Glas am Horizont. Da — auf dem langgestreckten Hügel sich bewegende schwarze Punkte. Dort steht der Feind. . .

Da rasseln die Batterien heran. In ruhigem Trab biegt die Tete von der Straße ins Feld, so gleichmäßig wie auf dem Exerzierplatz. Die Protzen gehen zurück. Scharf abgerissen klingen die Kommandos. Der erste Schuss kracht. Ein weißes Wölkchen zerstiebt vor den fernen schwarzen Punkten. Noch eins und noch eins. Jetzt eins dahinter und jetzt eins mitten darüber. Aus den schwarzen Punkten da drüben werden Striche, die rennen und laufen und eilig den Hang hinunter verschwinden. . .

Sengend brennt die Sonne. Die Kleider kleben am Körper. Das Wasser rinnt unter dem Helmrand hervor. Der Körper erschlaft. Wenig Ruhe brachten die letzten Tage; wenig Schlaf die letzten Nächte. Da kommt der Befehl zum Abbruch des Gefechtes. Der Gefechtszweck ist erreicht, die gegnerischen Grenzschutztruppen geworfen.

Wir liegen im Straßengraben im spärlichen Schatten einiger Büsche. Langsam beruhigt sich der fiebernd schlagende Puls. Ruhe zieht ins Herz, Ruhe und stolzes Glück: War das heutige Gefecht auch noch so unbedeutend, so verschwindend im Hinblick auf die Riesenarmeen, die gegeneinander marschieren, es war der erste siegreiche Schritt nach Frankreich hinein. Die Feuerprobe ist bestanden.

Die Erstürmung von Badonviller

Kurze Rast folgt dem ersten Gefecht. — Es waren Hochsommertage von süßer schwerer Reife. Die Acker übervoll von gelbem Korn, das vergeblich nach der Sichel rief; die Bäume brechend unter der allzu schweren Fruchtlast. In unseren Adern sang das sonnenwarme Blut. Offen und lockend lag vor uns das Land wie eine reife Frau. Wäre nicht der Kranz der brennenden Dörfer gewesen, aus denen verräterische Tücke uns hinterrücks angefallen, wär's wie ein Ritt zu festlich-froher Brautfahrt.

Plötzlich und blutig kam der Ernst. Noch lag das Gros der Artillerie beim Detachementsführer zurück. Da kam ein Ordonnanzoffizier: Die Infanterie ist auf unerwartet starken Widerstand gestoßen. Sie bittet dringend um Unterstützung. Und während des Vorreitens häufen sich die Hiobsposten: Die Infanterie hat sich nicht halten lassen und ist in das Städtchen Badonviller gestürmt. — Sie ist auf Reduits gestoßen und kann nicht vor noch zurück. — Es ist ein Straßenkampf wie in Orleans. — Die Einwohner greifen hinterrücks die Unseren an.

Unterstützung? Woher? Eine einzige Kompagnie ist noch zur Verfügung des Generals. Sie wird vorgeworfen. Vorn und fürs erste verwendbar ist nur ein bayerisches Infanterieregiment und ein bayerisches

Feldartillerieregiment. Die Infanteristen sind sämtlich in Badonviller engagiert. Die Batterien werden vorgezogen.

Wir können nicht viel helfen. Auf den Ort können wir nicht schießen, ohne unsere eigene Infanterie zu gefährden, und die französische Artillerie ist eingeschossen und in guter gedeckter Stellung.

Da hilft nur eins. Vor, rücksichtslos vor! Bis dicht vor den Ort und ihm zur Seite fahren die Batterien auf. Über ihnen zerplatzen französische Schrapnells.

Ein Infanteriehauptmann galoppiert heran. Das Gesicht ist geschwärzt; ein Gewehr hängt ihm über die Schulter. Er reitet das Pferd eines französischen Kapitäns: „Das Leibregiment liegt in schwerem Artilleriefeuer.“ Unsere Batterien machen ihm Luft. Wenige hundert Meter vor den Geschützen feuert französische Infanterie. Die einschlagenden Geschosse scheuchen sie auf.

In der Flanke gefasst, weicht der Feind. Unsere Infanterie kann durchstoßen. Vor den vordersten Batterien liegen wir in einem Hohlweg gedeckt, neben uns ein toter Chasseur, wenige Schritte weiter einer der Unseren.

Der Feind weicht, aber noch knattert es in den Straßen. Die vorgeschickten Krankenträger kommen eilig zurück. Man hat auf sie geschossen, trotz der weißen Armbinden mit dem Roten Kreuz. Stöhnende werden zurückgeschafft. Gerüchte durchschwirren die Luft, Worte schlagen ans Ohr: Der ist tot und jener; liebe, vertraute Namen. Armes Leibregiment, du hast dir deinen blutigen Ruhmeskranz teuer erkaufte! Aber der Schrecken wird vor dir herbrausen!

Wir ziehen durch den Ort. Eine Eskadron der 8. Chevaulegers, das einzige, was wir noch haben, muss als Artilleriebedeckung dienen. Zwischen den Lanzenreitern rasseln die Batterien über das holprige Pflaster.

Im flüchtigen Vorbeireiten fällt die Kirche des Städtchens auf. Ein sonderbarer Bau! Wie das Pantheon in Rom mit weiter Kuppel. Ein massiger Turm über dem Eingangstor. Aus festem Quaderstein, welch treffliche Festung!

Am Südausgang der Stadt schanzt die Infanterie. Als sie des Obersten an der Spitze seiner Batterien ansichtig wird, fliegen die Helme in die Höhe, durchbraust Hurra die Luft. „Hurra! Hurra!“ hinüber, herüber! Ein Siegesjauchzen, ein jubelnder Dank für treu geleistete Waffenhilfe.

Noch ist unser Werk nicht getan. Offen fahren die Batterien rechts und links der Straße auf und senden dem abziehenden Gegner pfeifenden Abschiedsgruß.

Mücken summen im hohen Gras. Sommernachmittagsschwüle lastet über den Feldern. — Der Feind ist verschwunden. Feldkessel werden über rasch entzündete Feuer gehängt, die Pferde in die Haferfelder getrieben.

In Badonviller prasselt noch hie und da plötzlich heftiges Gewehrfeuer auf, gleich niederbrechendem Platzregen. Noch lauert in Winkeln und Ecken sicher versteckt heimtückischer Feind. Haus für Haus muss geräumt und vom Keller bis zum Speicher durchsucht werden. Wenn wir nur hineinfliegen dürften in dies Höllennest, es in Staub und Asche schießen mit unseren Haubitzen!

Wütend schwillt das Gewehrfeuer an. Was ist das? In unserem Rücken pfeifen die Kugeln. Protzen und Pferde fluten zurück.

Da die Kirche! Jede Luke in Turm und Kuppel ist besetzt von einem Gewehrlauf, der zwischen den heruntergelassenen Jalousien herausieht.

Im Feuer wird eine Batterie herumgeworfen. Nun hilf, heilige Barbara! Kein Schuss darf fehlgehen! Sechsmal kracht es hintereinander und sechs Löcher tun sich auf in Turm und Kirche. — Kein Laut mehr! Mit einem Schlage ist das Feuer verstummt, aber feiner blauer Rauch kräuselt, noch kaum sichtbar, aus dem Glockentürmchen über der Kuppel.

Ruhe ist im Ort. Der Maire eilt von Haus zu Haus: Alle Türen und Fenster müssen weit offen stehen. Wo der

Besitzer geflohen, prasseln Kolben und Äxte gegen das splitternde Holz.

In der Bogenhalle des Rathauses sind die männlichen Einwohner zusammengetrieben. In dichten Reihen stehen sie hintereinander, finstere, trotzig und verängstigte Gesichter. Gesondert, streng bewacht, lehnen die auf frischer Tat Ertappten an der Mauer, die man dabei überrascht, wie sie auf unsere Verwundeten und Krankenträger schossen. Auf der anderen Seite hocken die Gefangenen: rothosige Infanteristen und Jäger aus Baccarat, Frankreichs Elitetruppe. Ein Elsässer ist unter ihnen. — „Was geschieht mit uns?“ — Sie erwarten Schlimmes.

An allen Ecken und Enden brennt die Stadt. Unsere ermüdeten Truppen versuchen zu löschen, so gut es geht. Allein es fehlt an Eimern. Die einzige Feuerspritze, die man aufgetrieben, gibt nur kümmerlich dünnen Strahl.

Frauen und Kinder stehen rat- und hilflos, gleich aus den Nestern gescheuchten Vögeln auf den Straßen. — „Monsieur! Monsieur!“ ruft es, „mein Sohn hat ein Gewehr im Hause versteckt! Er ist geflohen. Ich weiß nicht, wo es ist.“ Man durchsucht die Häuser. „Oh, mon Dieu, mon Dieu!“

In einem Laden kaufen wir Keks und Zucker. Eine geschwätzig Alte bedient übereifrig. In einer Ecke schluchzt eine kleine Achtjährige still vor sich hin. — „Sie hat so viel Angst vor dem Feuer.“ — Ich nehme das weinende Köpfchen. Vertrauensvoll schmiegt es sich an den Fremden. „Oh, ma petite, ma petite, weine nicht mehr; alles wird wieder gut!“ — O, ihr daheim, was wisst ihr vom Krieg; mögt ihr nie erfahren, was das heißt: Der Feind im Land!

Wir müssen zurück. Übermächtige feindliche Kolonnen sind uns rechts und links im Anmarsch gemeldet. Aber es wird Nacht, ehe die vordersten Batterien der Befehl erreicht.

In schweigendem Marsch geht es zurück. Lichterloh flammt jetzt die Stadt. Auf die menschenleeren Straßen prasselt das niederbrechende Gebälk. Auf den engen Wegen

springt glostende Glut uns an und sengt die Haut. Wir reiten durch die Hölle.

Noch steht die Kirche. Nur in ihrem Innern wütete bislang der Brand. Jetzt hat das Feuer die weiten Pforten gesprengt, durch die kein lebendes Wesen mehr geschritten. Das Auge schaut in blendende Helle, so blendend, dass es nicht Feuer noch Flamme erkennt, nur Helle, strahlende Helle. Über dem Altar aber reckt sich, von der Glut gehoben, riesengroß ein Heiliger mit segnend ausgebreiteten Armen. Noch segnet er, segnet uns über Tod und Zerstörung.

Über die Grenze zurück

Die letzten Infanteristen verließen gerade das Dorf, als wir zu zweit in Bréménil einritten. Der Ort wurde aufgegeben. Auf den Höhen im Norden sollten wir den nachdrängenden Gegner erwarten. Allein wir wollten sehen, ob es trotz der vielen Truppen, die hier durchzogen, nicht noch etwas Ess- oder Trinkbares in den wenigen nicht niedergebrannten Häusern gäbe. Es hätte uns gewurmt, es den Franzosen zu überlassen. Mit sinkender Sonne galoppierten wir wieder hinaus; ein paar Hühner und einige Flaschen Bier — das letzte, was zu finden war — in den Satteltaschen.

Es war eine eigentümliche Nacht. Unser Detachement lag noch immer allein vorn, mit ungeschützten Flügeln. Niemand wusste, wie stark eigentlich der Feind war. Zu umfassender Aufklärung war die uns beigegebene Eskadron viel zu schwach. Wir kannten nur den Befehl, möglichst starke Kräfte auf uns zu ziehen und in der befohlenen Stellung auszuharren, bis man uns abrief. In einem Waldeck hatten wir uns gelagert. Als nach kurzem Schlummer heftiges Gewehrfeuer uns aufschreckte und die Nachricht kam, dass feindliche Patrouillen den Wald durchstreiften, wanderten wir aus und legten uns für den Rest der Nacht in

die Furchen eines nassen Kartoffelackers. Ehe noch die Franzosen heran waren — die Schüsse in der Nacht hatten sich als blinder Alarm herausgestellt — kam der Befehl zum Abzug und das Detachement ging nach Cirey zurück. Wir trabten durch die vor wenigen Tagen genommenen Dörfer, ärgerlich und ein wenig gedrückt über den uns aufgezwungenen Rückzug.

Die Infanterie setzte sich in dem Städtchen fest. Die Artillerie sollte die dahinterliegenden Höhen besetzen.

Der Regimentskommandeur galoppierte die Stellungen ab. Aus den baumbestandenen Wiesen, die sich zum Wald hinaufziehen, wurden allmählich Obstgärten. In geordneten Reihen standen die fruchtebehangenen Bäume. Dann kamen Beete, Tarushecken, Kieswege. Der Obstgarten ging in einen Park über. Unvermutet sprang das Schlösschen hinter einer Baumgruppe vor.

Spalierobst rankte an seinen Mauern hoch. Die Tür zur Veranda stand weit offen. Man sah auf einen gedeckten Tisch. Die Sonnenlichter im Blattwerk spiegelten hinein.

Als wir von der Erkundung auf der anderen Seite zurück wieder vor dem Schlosse anlangten, hatten sich Türen und Fenster geschlossen. Die Läden waren vorgemacht. Das eben noch so gastlich geöffnete Haus hatte sich abwehrend wie eine Schnecke in sich zusammengezogen.

Die Batterien sollten in den Obstgärten des Schlosses in Stellung gehen, wir sollten darin Quartier nehmen. Durch die Erfahrungen von Badonviller gewitzigt, näherten wir uns vorsichtig mit schussbereiter Waffe.

Das Haus schlief den Dornröschenschlaf. Alles verschlossen; niemand zeigte sich. Auch hinten im Hof, vor Stallung und Scheune, keine Menschenseele. Auf lautes Rufen und drohendes Pochen kam endlich ein trotz aller Angst sehr soignierter, sehr reservierter Kammerdiener heraus.

Eine zeremonielle Verbeugung: „Wen darf ich bei der Baronin melden?“ Das war unter diesen Umständen ein

verblüffender Empfang, aber man findet sich in Kriegszeiten in jede Lage.

Die Baronin war eine wundernette, würdige, weißhaarige Dame. Sie hatte schon den Siebziger Krieg miterlebt und musste nun zum zweiten Mal dieses schwere Leid durchmachen.

Es wäre ein seltenes Vergnügen gewesen, mit der feinsinnigen alten Dame den Abend zu verbringen, aber die Lage war nicht danach angetan. Ein Gefecht stand bevor. Und der einzige Gegendienst, den wir der Hausherrin für die nach anfänglicher Ablehnung im weitesten Maße angebotene Gastfreundschaft leisten konnten, war ein neuer Schmerz für sie — die Eröffnung, dass ihr Haus gefährdet sei und sie gut daran täte, sofort abzureisen. Sie entschloss sich erst nach einigem Drängen dazu. — Es war ein kummervoller Blick, den sie im Abfahren aus der Chaise heraus auf ihr Schloss warf, das sie einem ungewissen Schicksal überließ.

Wir hätten ihren Besitz gern nach Möglichkeit geschont, allein es kamen Chevaulegers, Infanterie und Maschinengewehre, die alle untergebracht und gepflegt sein wollten. In den Gemüsegärten wurden Schützengräben ausgehoben und die prächtigen Obstbäume mussten die Kanoniere fällen, um freies Schussfeld zu haben. Als die Dienerschaft, die sich erst so großartig aufgeführt, merkte, worauf die Sache hinauslief, wurde sie auf einmal ganz klein und demütig. Ihre kopflose Verzweiflung legte sich erst, sobald sie hörten, dass ein Lazarett im Hause eingerichtet werden sollte, und mit brennendem Eifer nähten sie an einer unwahrscheinlich großen Roten-Kreuz-Flagge.

Von der Schlossterrasse flog der Blick weit über das Land, über ein reiches, fruchtbares Land. Der zitternde Sonnenglast, der tagsüber darauf gelegen, wich. Klar und scharf begannen die Hänge und Wege sich abzuzeichnen. Dunkle Massen schoben sich dort in der Ferne herunter — der Feind war im Anmarsch. Gelbe und rote Streifen tigerten

den Himmel. Von den Wiesen her, die tagsüber schwer und süß nach Heu und Frucht geduftet, stiegen Abendnebel mit feuchter Schleppe. Die Nacht kam aus den großen Wäldern. Wir wussten nichts von der allgemeinen Lage, noch von den Zielen und Absichten der Heeresleitung. Wir wussten nur, ein überlegener Gegner rückte gegen schwache vorgeschobene Truppen heran. „Die Stellung wird gehalten und entscheidend verteidigt“, das war der Befehl.

Wir schliefen kurzen, unruhigen Schlaf. Die Bedienungsmannschaften hinter den Geschützen, die Abteilungsstäbe hinter den Beobachtungswagen. Der Feind griff unseren rechten Flügel an. Aber das prasselnde Feuer flaute wieder ab, wurde ferner und ferner. Der Angriff war abgewiesen.

Um drei Uhr morgens war alles auf und munter. Noch einmal alles überprüft. Die leichte Munitionskolonne ist entleert, die Geschosskörbe hinter den Geschützen aufgestapelt. An Munition soll es uns nicht fehlen. Die Batterien sind eingegraben und maskiert. Die Telefonleitungen zu den Beobachtungsstellen werden probiert. Anruf, Antwort — die Nerven des Artilleriekörpers sind intakt. Wir liegen mit Scherenfernrohren und Feldstechern in den Deckungen und warten auf den Tag und auf den Feind.

Noch flimmern die Sterne, obschon es sich lichtet im Osten. Ungeheuern gleich wachsen die Geschütze aus dem Dämmern. Davor ein steiler Hang. „Da bricht sich der Ansturm in rasendem Schnellfeuer.“ Frohe Erwartung und doch ein seltsames Gefühl: Infanterie geht leicht beweglich zurück; Artillerie, die zu nah an den Feind kam, kann nicht mehr fort. Für sie gibt es nur eins: Sieg oder Vernichtung. Dem dort hinter den bleichenden Sternen fliegt manches Stoßgebet zu. Hier draußen betet ein jeder; sei's auf welche Art auch immer, sei's zu welchem Gott auch immer. Und dann sind wir bereit. . .

Doch der Tag, der anhub wie Heldenepos, endet fast wie eine Posse. Wir gehen zurück, ehe der Feind richtig heran war. Für keinen ist es ein Gefühl der Erleichterung, nur des Zornes und des Ärgers, dass wir noch weiter zurück müssen, über die Grenze, zurück ins — eigene Land.

Die Vogesenschlacht

Der Kampf um Saarburg

Zögernd und ungern waren wir langsam zurückgewichen. Nach dem schneidigen Vorstoß, der unser kleines Grenzschutz-Detachement weit in Feindesland hineingeführt hatte, wollte uns dieser aufgezwungene Rückzug gar nicht behagen. Allein ohne Murren fügte sich jeder dem Befehl, wenn auch der gemeine Mann nicht begreifen konnte, wie man vor einem Feind, den man glänzend geschlagen, zurückweichen könne, und gar bis auf den eigenen Heimatboden. Allein der deutsche Soldat gehorcht, und dieser blinde Gehorsam bis zu den höchsten Stellen gibt der obersten deutschen Heeresleitung ein Übergewicht wohl über jede Armee der Welt. Sie kann ohne jede Rücksicht auf Wünsche im Offizierskorps oder Stimmungen der Mannschaft disponieren. Dieser Organismus von Millionen von Einzelwillen, den das Herz eines ganzen Volkes beschwingt, ist in der Hand des Führers nichts als eine wunderbar arbeitende Präzisionsmaschine, deren effektive Leistung genau mit der berechneten stimmt.

Es war ein sonderbarer Rückzug, ohne Verluste, ohne Gefangene. Unsere Nachhut löste sich immer wieder mit einer Eleganz vom Gegner, als wäre das Ganze nur ein sorgfältig vorbereitetes Manöver. Je weiter wir wieder östlich kamen, desto deutlicher erkannten wir, dass unsere Tätigkeit als Grenzschutz beendet, dass hier ein deutsches Heer aufmarschiere, dass wir uns als bescheidenes Einzelglied in die Truppenmasse einfügten, die sich an der Grenze zu vernichtendem Schlage versammelte.

Am 17. August ritten wir durch Saarburg. Armes deutsches Städtchen! Allein wir konnten ihm nicht helfen. Strategische und taktische Rücksichten forderten seine Preisgabe. Allein in jedem einzelnen glühte eine grimme

Erwartung: Wartet nur, wartet nur bis morgen, bis wir an euch heran dürfen, Franzosen!

Ob wohl auch nur ein einziger war unter den Tausenden, der nicht durchdrungen war von der Gewissheit des Sieges, sobald nur erst einmal die Erlaubnis dazu gegeben war! Auf den Hängen nördlich Saarburs wurde schon eifrig geschanzt. Der ganze Nachmittag verging damit, die Stellungen für Artillerie auszusuchen und vorzubereiten. Ein harter Tag für den Oberst, der den Platz für jede einzelne Batterie, für jedes Geschütz fast selbst aussuchte. Aber am Abend war die friedliche Höhe eine kleine Festung: da standen Kanonen und Feldhaubitzbatterien, schwere Haubitzen und Mörser, und wir legten uns in den Beobachtungsstand, der in einer Hecke für den Regimentsstab gegraben war, zur Ruhe, mit dem ruhigen Bewusstsein, alles getan zu haben, was in unseren Kräften stand.

Am folgenden Morgen kamen die Franzosen. Durch unser Scherenfernrohr konnten wir ihren Anmarsch wie im Panorama beobachten. Ein Reitertrupp zeigte sich als erster. Wie ein niedliches Spielzeug sah man Reiter und Pferde auf dem fernen grünen Grund. Plötzlich ein Aufstieben. Nach allen Richtungen streben die Reiter auseinander. Sie haben wohl Feuer von einer vorgeschobenen deutschen Patrouille bekommen. Doch es kommen mehr und mehr, hinter den Einzelreitern geschlossene Kavalleriekörper, Radfahrer und leicht bewegliche Artilleriemassen — eine Kavalleriedivision. Mit unglaublicher Sorglosigkeit zeigen sich die feindlichen Stäbe auf den Höhen. Aber auf einmal sind die weißen Wölkchen am Himmel da. Wie ein feiner Sprühregen geht es von ihnen aus, und wo sie auftauchen, da zeigt sich auf einmal Verwirrung und Unordnung. Das vereinzelte Krachen ist zu einem gleichmäßigen Rollen und Dröhnen geworden. Auch die Franzosen haben jetzt ihre Artillerie in Stellung gebracht. Die weißen Wölkchen wirbeln am blauen Himmel durcheinander, als habe ein boshafter Engel die sonst

friedlich beieinander weidenden Lämmerwolken in panischem Schrecken aufgescheucht.

Die Reiter sind verschwunden. Infanterie in geschlossenen Kolonnen rückt über die Hänge — außerhalb der Reichweite unserer Feldgeschütze. Drum sind sie wohl so unvorsichtig. Da tut sich mitten unter ihnen ein Krater auf. Eine Wolke von Steinen und Erde bricht aus dem Boden wie ein aufspritzender Geiser, wie ein ausbrechender Vulkan. — Welch ein verzweifelter Rennen und Laufen. Doch neue Krater öffnen sich — hier und hier! Das ist die Hölle. Man glaubt den winzigen Menschlein dort unten die verzweifelte Todesangst am Gesicht ablesen zu können. — Unsere schwere Artillerie schießt! Fast erst, als alles vorüber ist, trifft ihr dröhnender Klang das Ohr — wie unterirdisches Grollen, und dann ein Krachen, als berste die Erde. Der Feind ist verschwunden, wie weggefeigt vom Erdboden. Jetzt wissen die Franzosen, wir sind da. Ein seltenes Schauspiel, wie es dieser Feldzug vielleicht nie wieder bieten wird, ist vorüber. Was vor uns liegt, ist leeres Feld. Aber das Prasseln und Dröhnen und Rollen geht weiter, wird lauter und lauter. Der Feind liegt vor uns, in allen Falten und Winkeln des Geländes.

Zwei Tage ging es so. Die französische Infanterie schob sich langsam heran, bis sie auf wenige hundert Meter unseren Schützen gegenüber lag. Allein der erwartete, der erhoffte und entscheidende Angriff blieb aus. Da gingen wir am 20. zum Gegenangriff über. Wie ein Aufjauchzen war's. Alle Hänge hinunter schoben sich die Schützenketten. Laut schwoll das Prasseln des Infanteriefeuers an, wie ein wütender Steinhagel gegen Blechwände. Die französische Artillerie sollte den Tag retten. Auch sie hatte schwere Artillerie vorgebracht, die neuen langen Zehn-Zentimeter-Kanonen, eine sorgsam geheim gehaltene Überraschung für uns. Auf einem Ordonnanzritt traf ich ihre Grüße, die unheimlich aufwirbelnden Erdtrichter. Hundert Meter seitlich stand eine lange Reihe von Geschützprotzen. Ein geringes